

Identitätsarbeit 4.0 – Disempowerment

Mit Selfies zurück in den identitären, heteronormativen Einheitsbrei

Lars Allolio-Näcke

A Motivation

Es ist nun 20 Jahre her, dass ich mich in meiner Dissertation mit dem Thema Identität beschäftigt habe.¹ Damals beschäftigte mich die Frage, wie man den Identitätsangeboten, die von außen auf einen zukommen, entgegen – und wenn nicht, wie man sie emanzipativ wenden kann. Konkreter Anlass war der Diskurs über ostdeutsche Frauen, der ihre DDR-Biografien stark abwertete und im Grunde nur Negativfolien für eine gelungene Identitätsarbeit anbot. Mit Hilfe der Foucaultschen Diskursanalyse konnte ich zeigen, dass es durchaus gelingen kann, zwar auf diese Angebote einzugehen, sie aber emanzipativ zu wenden. Angesprochen auf das Diskursmuster ›ostdeutsche Frauen seien Rabenmütter gewesen‹, weil sie ihre Kinder sehr früh in die Kindertageseinrichtung gebracht hätten, hob meine damalige Interviewpartnerin hervor, dass sie eine frustrierte Mutter sei, wenn sie ohne Arbeit allein mit dem Kind zu Hause bleiben würde, und dass das Kind bei weitem nicht das können würde, was es kann, wenn es nicht in den sozialen Verband einer Kindertageseinrichtung eingebunden wäre. Es käme, so die Interviewpartnerin, nicht darauf an, wieviel Zeit man mit dem Kind verbringe, sondern darauf, welche Qualität die Zeit auszeichnet, die man mit dem Kind verbringt. Sie wendet also das quantitative Negativargument (zu wenig Zeit) in ein qualitatives Positivargu-

1 Allolio-Näcke 2007.

ment (Qualitätszeit) und gewinnt so Freiheitsgrade, eine ostdeutsche Mutter sein zu können, ohne sich die Vorwürfe der Mehrheitsgesellschaft aneignen zu müssen. Dass hierzu auch gesamtgesellschaftlich ein Umdenken stattgefunden hat, zeigt der aktuell bestehende Anspruch auf einen Betreuungsplatz in einer Kindertageseinrichtung nach Vollendung des ersten Lebensjahres (§ 24 Abs. 2 SGB VIII).

Nun war der Konsultationsprozess Mensch 4.0 für mich Anstoß genug, nach 20 Jahren erneut die Frage aufzuwerfen, wie es um Identitätsarbeit von jungen Frauen und Männern bestellt ist. Ich ging mit der naiven Vorstellung in den Forschungsprozess hinein, die zunehmend digitale Welt an Möglichkeiten würde das Maß an Individualisierungen enorm vergrößern und somit Emanzipation und Identitätsarbeit in neuem Ausmaß erlauben: Facebook, Instagram, TikTok, digital storytelling, Selfies, Blogs und was mir in diesem digitalen Universum noch alles entgangen ist.

Nach einer kurzen Einführung in das Diskursmodell nach Foucault werde ich die Leserinnen und Leser an meinen Befunden teilhaben lassen, die sich im Wesentlichen auf den Bereich der Selfies beziehen und die mich ziemlich erüchtert haben.

B Die Rückbesinnung auf Identität

In einer Zeit, für die permanenter Wandel und Veränderungsbeschleunigung als zentrale Charakteristika postuliert werden, dürfte es folgerichtig kaum noch etwas Fixes und Beständiges geben; Unsicherheits- und Kontingenzerfahrungen prägen zunehmend den Alltag. Zumindest dominiert diese Sicht die soziologische und psychologische Theorielandschaft. Exemplarisch hierfür stehen die Begriffe des Patchworks,² der Flexibilität³ und der Fragmentierung.⁴ Im Allgemeinen zielen sie auf die These ab, dass mit dem Verlust von Sicherheiten die Orientierungen, Positionierungen und vor allem Entscheidungen schwieriger werden. Stattdessen ist zu beobachten, dass das Leben der Individuen weiterhin in (mehr oder weniger) geordneten Bahnen verläuft, und dass es ihnen (scheinbar?) gelingt, Differenzen auszuhalten und trotz der Optionenvielfalt Entscheidungen zu treffen.

In der Geschichte der Psychologie spielt das Problem von Kontinuität und Wandel der Identität nur eine untergeordnete Rolle. Seit den Anfängen der

2 Keupp 1999.

3 Sennett 1998.

4 Gergen 1996.

psychologischen Identitätstheorie bei Freud⁵ und Erikson⁶ wird Identität in der Regel als zu realisierende Entwicklungsaufgabe gefasst,⁷ die spätestens mit dem Erreichen des Erwachsenenalters und der Lösung der Identitätskrise abgeschlossen ist. Identität wird begriffen als individueller Entwicklungsprozess, in den nur bedingt (aktuelle) soziale und kulturelle Kontexte eingehen. Mit der Konzeption der Identität als Entwicklungsaufgabe geht eine Setzung von Normen einher, an die sich die Individuen anpassen sollen (z. B. Gegenüberstellung einer »gelungenen« und einer »diffusen« Identität). Diese Normen sind in bestimmten, aufeinander abfolgenden Stadien/Stufen verankert. Sie müssen in genau dieser Reihenfolge durchlaufen werden und gewährleisten eine Stabilität nur innerhalb eines solchen Stadiums. Hat ein Individuum einmal seine Identitätskrise gelöst, so wird Identität fortan als unveränderlicher Wesenskern begriffen. Ein Mensch hat eine Identität. Statt folglich wie bisher die Frage nach dem ›Wer bist du?‹ zu stellen, müsste man eher fragen: ›Wer werde ich?‹ Genau dies wird mit dem Konzept des ›Doing Identity‹ intendiert. Was ist damit gemeint?

Doing Identity bringt zwei Komponenten der Identitätsbildung zusammen: die kollektive auf relativ stabilen und dauerhaften sozialen Umständen aufliegende Identitätsgebung und die individuelle ›Arbeit an dieser Identität‹, die ausgehend von Momenten des Zweifels an dieser Zuschreibung Modifikationen vornimmt und erzeugt. Ohne Zweifel sind Individuen einem permanenten Prozess des Positioniert-Werdens ausgesetzt. Dies bezeichnet aber nur die eine Seite der Medaille. Dem ist hinzuzufügen, dass Individuen ebenso über Möglichkeiten verfügen, diese vorgegebenen Orientierungsraster zu modifizieren. Identität meint somit einen unabschließbaren kulturellen Prozess der Herstellung durch Positionierung im Spiel von Identifikation des ›Eigenen‹ und der Abgrenzung von ›Anderen‹. Als was ich erkannt und benannt werde, ist der Ausgangspunkt des alltäglichen Prozesses von *Doing Identity*, des Ineinandergreifens des (passiven) Positioniert-Werdens und der (aktiven) eigenen Positionierung im sozialen Raum.

Entscheidend für den Weg vom Positioniert-Werden zur aktiven Positionierung und damit für das Konzept des *Doing Identity* ist dabei – so die These – das Moment des Zweifels. Denn die Frage nach dem ›Wer bin ich?‹ ist keine, die sich situations-, macht- oder zeitunabhängig stellt. Sie ist eine aktuelle Frage, die immer dann auftaucht, wenn sich Zweifel einstellen. Zweifel an bestehenden Orientierungen, Zweifel an einer zugeschriebenen Identität und Zweifel an sich selbst, Zweifel bei Entscheidungen, Zweifel an dem, was um einen

5 Freud 1999.

6 Erikson 1965; Erikson 1995.

7 Havinghurst 1948.

geschieht. Dieser Zweifel, nicht die Krise, wie sie bei Erikson im Adoleszenzalter beschrieben wird, ist es, der die alltägliche Identitätsarbeit ausmacht.⁸

Im Folgenden werde ich versuchen, den angesprochenen Zweifel einzufangen und produktiv für die Beschreibung von Identitätsarbeit – das *Doing Identity* – fruchtbar zu machen.

C Oszillierende Identität – Zwischen Positioniert-Werden und Positionierung

Entscheidend für das *Doing Identity* ist – wie bereits erwähnt – die Situierung der Individuen in den sozio-kulturellen Kontext. Dieser lässt sich mit Michel Foucault als mehrdimensionaler Raum (Dispositiv) beschreiben, welcher sich durch Macht- und Wissensprozesse strukturiert. Gilles Deleuze sieht diesen Raum durch Linien der Sichtbarkeit und des Aussagens (Wissen) sowie durch Kräftelinien (Macht) charakterisiert, die die Beziehung zwischen dem, was gesehen und was gesagt werden kann, bestimmen. Durch die ersten beiden gewinnt das Dispositiv die Fähigkeit: »sehen zu machen oder sehen zu lassen und sprechen zu machen oder sprechen zu lassen.«⁹ Damit wird bestimmt, welches Wissen und welche Aussagen, die erst ›transzendente‹ Objekte wie Identität entstehen lassen, an einem bestimmten historischen Ort möglich sind. Die Kräftelinien stellen in dieser Konstellation den Garanten der Stabilität einer solchen konstruierten Realität dar, sie »bewerkstelligen das Kommen-und-Gehen vom Sehen zum Sprechen und anders herum.«¹⁰

Wer ich bin, welche mögliche Identität ich mir geben kann und will, ist folglich zunächst abhängig von der raum-zeitlichen Konstellation, in der ich mir diese Frage stelle und in der sich das *Doing Identity* vollzieht. Es bestehen bestimmte Regeln, Normen und Beschränkungen, auf die ich mich einlassen muss und aus denen ich meine Identität schöpfen kann. So bestimmt – wie feministische Untersuchungen gezeigt haben – beispielsweise das Bezeichnen eines Mädchens als Mädchen schon kurz nach der Geburt zu einem Großteil, wie die Umwelt auf das Kind reagiert, wie es sozialisiert und erzogen wird.¹¹ Richtigerweise wird bei einem solchen Bezeichnungsprozess, der Identifizierung eines Menschen durch eine bezeichnende Aussage, von »Einschreibung«¹² gesprochen. Ein Wissen – es gibt Menschen männlichen und weiblichen Ge-

8 Allolio-Näcke/Kalscheuer 2003.

9 Deleuze 1991: 154.

10 Ebd.

11 Tißberger 2001.

12 Foucault 1978: 50 ff.

schlechts – wird in das Verhalten, ja in den Körper eingeschrieben.¹³ Das dies so ist, zeigen die Identitätskrisen beispielsweise von Transmenschen, die sich in schmerzhaften Prozessen mit diesen Identitätszuschreibungen auseinandersetzen müssen, ohne sie wirklich brechen zu können. Sie lassen sich verschieben, sie lassen sich differenzieren, aber auflösen lassen sie sich nicht. Was hier zum Ausdruck kommt, ist die nachhaltige Wirkung des Positioniert-Werdens und der (versuchten) Determination.

Es wäre jedoch ein Trugschluss zu glauben, das Individuum sei vollständig determiniert. Vielmehr verfügt das Individuum durchaus über die Möglichkeit, sich diesem Determinationszwang zu entziehen und Freiheitsgrade zu erlangen; mit anderen Worten: sich aktiv zu positionieren. Diesen Prozess der aktiven Positionierung versteht Deleuze mit dem Begriff der Subjektivierungslinie.¹⁴ Diese kann die Dimension bilden,

»durch die der gesamte Raum neustrukturiert wird, um zu verhindern, dass die Kraftlinien definitive Konturen festlegen. Die Subjektivierungslinie ist ein Prozess, eine Produktion von Subjektivität in einem Dispositiv: sie muss, insoweit es das Dispositiv zulässt oder ermöglicht, geschaffen werden. Sie ist eine Fluchtlinie. Sie entgeht allen vorangehenden Linien, sie macht sich davon. Das Selbst ist weder ein Wissen noch eine Macht. Es ist ein Individuierungsprozess, der sich auf Gruppen oder Personen bezieht und sich den etablierten Kräfteverhältnissen sowie den konstituierten Wissensarten entzieht: eine Art Mehrwert.«¹⁵

Die Deleuze'schen Beschreibungen des Individuierungsprozesses sind sehr überzeugend, doch sie lassen sich vertiefen, insbesondere in Bezug auf den Auslöser dieses Prozesses. Dieser Auslöser ist das Moment des Zweifels an den zugeschriebenen Positionierungen.

D Doing Identity

Die Frage ist nun, was dies konkret für den Alltag und für die Definition des Selbst bedeutet. Eine Annäherung ist über Foucaults Verständnis der ›Ästhetik der Existenz‹ möglich. Dabei geht es darum, die bestehenden Beziehungen zwischen den drei Dimensionen des Dispositivs – Wissen, Macht und Selbst – zu erkennen und sich in dieser Konstellation als ein Subjekt zu begreifen, »das um seine letztlich nie zu überwindende Unterworfenheit weiß und sich durch

13 Müller 2001.

14 Deleuze 1991: 155 f.

15 Ebd.

seine reflektierte Lebenskunst, eine ›Ästhetik der Existenz‹ konstituiert und so Momente von Freiheit gewinnt; ein gedoppeltes Subjekt also, das unterworfen und frei zugleich ist.«¹⁶

Von ›Unterwerfung des Selbst‹ kann insofern gesprochen werden als das Subjekt zur Selbstbestimmung der eigenen Identität auf bereits existierende Identitätsangebote zurückgreift beziehungsweise sie bereits via Einschreibung verinnerlicht hat. Das heißt, dem Prozess des *Doing Identity* gehen bestimmte Konfigurationen und Restriktionen voran, die das Subjekt an einen bestimmten sozialen, hierarchischen und psychischen Ort binden. Die ›Gewinnung von Freiheitsmomenten‹ hingegen bezieht sich auf die Gestaltungsmöglichkeiten des Subjektes, die sich ausgehend vom Zweifel an den Fremd-Positionierungen auftun. Zwar wird für die eigene Selbstbestimmung unvermeidlich auf diese zurückgegriffen, doch ist Zweifel die Bedingung der Möglichkeit der Modifikation und Veränderung dieser Grenzen und Restriktionen.

Was folgt nun aus all dem für das Verständnis von Identität? Mit dem Konzept des *Doing Identity* ist im Kern eine Kritik und Revision des in der Psychologie dominanten Identitätsverständnisses intendiert. Identität kann kein abgeschlossener Status in der von Erikson¹⁷ beschriebenen Form sein, sondern muss vielmehr als Ineingangreifen des passiven Positioniert-Werdens und des aktiven und permanenten Positionierens verstanden werden. Folgerichtig ist die Rede von der eigenen Identität lediglich eine Momentaufnahme und nichts, was mir eigen ist, sich in mir verankert oder in mir wurzelt. Während das Positioniert-Werden immer bestrebt ist, ein Subjekt auf eine Identität festzuschreiben, zielt das aktive Sich-Selbst-Positionieren darauf ab, sich selbst und damit aber auch die vorgegebenen Bestimmungen zu verändern.

Dies funktioniert, indem das Subjekt sich zunächst in die erlebte Differenz zur selbstbestimmten Identität einpasst, die Vorgängigkeit des Positioniert-Werdens anerkennt. Ohne diese gäbe es die Möglichkeit einer aktiven, selbstbestimmten Positionierung nicht.¹⁸ Doch mit dem Augenmerk darauf, dass diese als Differenzen erlebten Fremd-Positionierungen keine ausschließlichen sind, sondern nur eine Option unter vielen darstellen, entsteht ein Möglichkeitsraum, der Wege zwischen oder durch diese Differenzen eröffnet.

Ist dieser Möglichkeitsraum erst einmal eröffnet, wird das Subjekt in die Lage versetzt, diese Differenzen strategisch und spielerisch zu nutzen und/oder zu brechen. Damit hat es die Wahl zwischen der angebotenen Identität oder einer anderen, es kann entscheiden zwischen dem Bekenntnis zur vorbestimmten Identität oder deren Verweigerung. Möglich ist auch, dass das

16 Rüb 1990: 199 mit Zitat aus: Foucault 1986: 317.

17 Erikson 1965.

18 Vgl. Butler 2001.

Subjekt keinen dieser Wege einschlägt und sich für ein ›quer hindurch‹ entscheidet – den Versuch, einer irgendwie gearteten, festschreibenden Identität zu entkommen. Dass dies zunächst nur temporär der Fall sein kann, garantiert den Fortbestand des sich aus Wissen und Macht zusammensetzenden sozialen Gefüges, das sich nur langsam verändert. Doch selbst dieser temporäre Versuch, dem Positioniert-Werden zu entkommen, erzeugt ein Wissen, das die Möglichkeit einer aktiven Mitgestaltung des sozialen Raumes birgt, ohne ihn dadurch abzuschaffen.

E Doing Identity im digitalen Zeitalter

Die neuen Medien haben diesen Prozess nun noch offener und gestaltbarer werden lassen, denn im schier unendlichen Raum von TikTok, Instagram und Co. könnten sich Subjekte ins Unendliche entwerfen, auch wenn sich diese Identitätskonstruktionen nur zum Teil dann in der Realität abbilden. Tanja Gojny hat sich in diesem Zusammenhang mit Selfies beschäftigt und hebt deren emanzipatorisches Potenzial hervor,

»bei denen die Fotografierten als Fotografierende selbst entscheiden können, wie sie sich in Szene setzen, welchen Normen sie dabei entsprechen und welche sie bewusst unterlaufen wollen und wie sie sich in den (Teil-)Öffentlichkeiten der Social Media zeigen oder vielleicht auch verbergen wollen.«¹⁹

Nach Jan-Hinrich Schmidt/Ingrid Paus-Hasebrink/Uwe Hasebrink bieten soziale Netzwerke

»sowohl eine ganz reale als auch eine Als-ob-Welt zum Kennenlernen und Ausprobieren in den für Jugendliche und Heranwachsende zentralen Feldern an [...], um mit der eigenen Identität online zu experimentieren und zu spielen, sich selbst ausprobieren und Selbstbewusstsein aufzubauen.«²⁰

Was bei meiner Recherche zum Thema Selfie und Identität so emanzipatorisch begann, verschwand auch so schnell wieder, wie es aufgepoppt war. Statt auf Vielfältigkeit stieß ich auf Konformität, statt auf Emanzipation und Empowerment auf Verfestigung und Reproduktion von traditionellen Geschlechterrollen, selbst der Tod blieb unausweichlich. Aber der Reihe nach.

19 Gojny 2017: 2.

20 Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink 2009: 153.

Was ist ein Selfie? Im Anschluss an Ulla Autenrieth können als spezifische Selfie-Merkmale gelten:

- ◆ »Das jeweilige Foto wurde von dem oder den Abgebildeten selbst angefertigt.«
- ◆ »Das so entstandene Bild wird anschließend über eine entsprechende Social Media Plattform distribuiert.«
- ◆ »Konstituierend für das Selfie ist [...] seine Verwendung als Kommunikationsmittel.«
- ◆ »Aufgrund der Präsentationslogik vieler Social Media Angebote liegt der intentionale Fokus der Selfies auf seiner Bedeutung für den Moment.«²¹

»Bei der Aufnahme von Selfies nehmen Menschen zumindest eine Armlänge von sich selbst Abstand und sind zugleich Subjekt und Objekt des Erkennens. Insofern können sie einen Zugang zu anthropologischen Fragen eröffnen – und damit auch zur Identitätsfrage«, so Tanja Gojny weiter.²² Sie können als medialer Ausdruck jugendlicher Identitätsarbeit verstanden werden. Sie ermöglichen das Ausprobieren alternativer Rollen und das Austesten von Wirkungen bestimmter Selbstinszenierungen, zumeist jedoch werden vorhandene Rollen und Inszenierungen adaptiert und somit Normen reproduziert. So werden laut Martina Lippl die meisten Selfies an folgenden 10 Orten geschossen: Vor dem Eiffelturm in Paris, in der Disney World in Florida, vor dem Wolkenkratzer Burj Khalifa in Dubai, dem Big Ben in London, dem Empire State Building in New York, vor der Sagrada Familia in Barcelona, im Disneyland in Paris, vor dem Kolosseum in Rom, dem Rockefeller-Center in New York sowie der London Bridge in London.²³ Jörg Zirfas geht sogar so weit anzunehmen, dass das Selfie »eine Form der sozialen Disziplinierung [ist], um gesellschaftlich relevanten Codierungen und Normierungen zu entsprechen« und um ›nicht aus dem Rahmen zu fallen‹.²⁴ Die scheinbar unendliche Identitätskonstruktion wird dadurch statt offener und freier, normierter und uniformer. Das Wechselspiel von Positioniert-Werden und Selbst-Positionierung hat sich dabei lediglich ins Virtuelle verlagert, läuft aber nach dem gleichen Muster ab – wohl aber zu Gunsten des Positioniert-Werdens.

So lässt sich bei Jugendlichen schnell erkennen, dass es auch im virtuellen Raum um Sehnsucht nach Anerkennung und Wertschätzung geht, auch wenn diese mit anderen Mitteln als bisher erreicht werden können.

21 Autenrieth 2014a: 52.

22 Gojny 2017: 3.

23 Lippl 2015.

24 Zirfas 2014: 574.

»Die Reaktion erfährt der Produzent bzw. die Produzentin also nicht direkt beim Blick ins Angesicht des leiblich anwesenden Gegenübers oder durch die mündlich geäußerte sowie leiblich gezeigte Reaktion, sondern in Form von schriftlicher Kommunikation, wozu selbstverständlich auch Symbole wie Emojis gehören. Auch wenn also die Art und Weise der Spiegelung sich heutzutage teilweise anders vollzieht, so bleibt sie dennoch weiterhin unabdingbarer Bestandteil für die reflexive Identitätsarbeit mittels Spiegelung im Gegenüber.«²⁵

Dass diese Sehnsucht besteht, zeigen die beiden Posts auf www.gutefrage.net:

»Wie bekomme ich möglichst viele Likes bei meinem Profilbild? Also ich meine, habt ihr irgendwelche Tricks, außer natürlich ein schönes Foto. Eine Freundin von mir, die eigentlich total ›unfame‹ ist, hat ziemlich viele für ›ne ›fb-anfängerin‹ und das nur, weil sie wirklich JEDES Bild von jedem liked. Habt ihr noch mehr solche Tipps? Wie macht ihr das? PS: ich spreche von Profilbildern bei facebook, ja?!«²⁶

Eine andere Userin verweist auf ein ähnliches Problem, bevor sie einige konkrete Tipps zur Abhilfe gibt: »Ich weiß es ist ungerecht, aber heutzutage geht vieles nach Likes: Wenn du zum Beispiel jemanden kennlernst, sucht er dich wahrscheinlich auf Facebook und wenn du nicht genügend Likes hast bist du bei ihm/ihr schon abgestempelt. Ungerecht aber wahr! :/«²⁷

Um der Frage zu genügen, wie man die meisten Likes bekomme, nehmen die aufgenommenen Bilder bereits die Betrachterperspektive vorweg:

»Es geht darum, sich möglichst idealtypisch oder rollenkonform zu inszenieren, um Aufmerksamkeit zu erzielen und Anerkennung vom Gegenüber zu erhalten. ›Mädchen lernen dabei, sich mit einem beurteilenden Männer-Blick selbst anzusehen, sodass sie die mögliche Bewunderung und Bewertung durch den Mann bereits vorwegnehmen‹. Die Selbstinszenierungen reproduzieren also typische Geschlechterbilder und wirken daher stark heteronormativ. Die Konnotation von eindeutig weiblich bzw. männlich führt daher auch zu immergleichen Posen und Gestaltungen.«²⁸

Dieses Paradox beschreibt Stephen Barnard mit der Theorie des sog. »(Dis)Empowerment Paradox«, demzufolge

25 Kürzinger 2016: 128.

26 Zit. nach Gojny 2017: 11.

27 Ebd.

28 Kürzinger 2016: 124 mit Zitat aus: Kohler-Spiegel 2002: 44.

»sich Selbstdarstellungen und Selfies zwar zunächst durchaus ermächtigend an[fühlen], u. a. weil die abgebildeten Individuen selbst die Kamera kontrollieren, damit den Blick auf sich selbst steuern und dem ›male gaze‹ potenziell etwas entgegensetzen können. Gleichzeitig folgen die visuellen Selbstdarstellungen aber häufig hegemonialen Sichtbarkeits- und Repräsentationsnormen und -ordnungen, welche mit den nur vermeintlich ermächtigenden Bildern erneut verdinglicht und reproduziert werden.«²⁹

Das belegt auch eine Studie von Kosinski et al. bei der es um Vorhersagbarkeit durch Likes ging. So gelingt es anhand von Likes Menschen in binären Kategorien relativ leicht zu identifizieren: Kategorien wie männlich/weiblich lässt sich zu 93 %, liberal/konservativ zu 85 % und homosexuelle/heterosexuelle Männer 88 % vorhersagen.³⁰

Selfies können aber auch mit Freunden aufgenommen sein, um seine/ihre Eingebundenheit in ein soziales Netzwerk zu zeigen, denn Verbindungen – ob real oder virtuell – sind bei der Identitätsarbeit enorm wichtig. Aber auch hier zeigt sich ein ganz ähnliches Bild. So spricht Ulla Autenrieth von einer »Theatralisierung von Freundschaft«³¹ unter Jugendlichen, bei der die »jugendliche[n] Bilderwelten auf Social Network Sites als Peerreviewte Bühnen der Beziehungsaushandlung und Imagearbeit« fungieren.³²

»Dabei lässt sich beobachten, dass es inzwischen eine ganze Reihe bereits kanonisierter – stark genderspezifischer – Typen von Freundschaftsselfies gibt. Besonders bekannt sind die ›BFF-Selfies‹ (best friends forever), bei denen Mädchen etwa Herzen oder das mathematische Zeichen für Unendlichkeit nachbilden – oder sich in Lebensgefahr begeben, um ein ›Gleis-Selfie‹ als Inszenierung inniger Verbundenheit zu schießen.«³³

Erst jüngst am 30. 01. 2023 warnte die Bundespolizei vor diesen Gleis-Selfies. Anlass war, dass in Hamburg zwei Zwillingsschwwestern beim Schießen eines solchen Selfies von einem Zug erfasst wurden.³⁴

29 Lobinger 2016: 53.

30 Montag 2021: 162.

31 Autenrieth 2015: 112.

32 Autenrieth 2014b: 292.

33 Gojny 2017: 13.

34 Bundespolizei 2023; In diesem Zusammenhang erwähnenswert ist, dass zwischen 2011 und 2017 laut einer weltweiten Studie 259 Todesfälle beim Schießen eines Selfies gezählt wurden. Die meisten, nämlich 159, allein in Indien. Im Durchschnitt waren die tödlich Verunglückten 23 Jahre alt – davon waren 27,5 Prozent Frauen und 72,5 Prozent Männer (Bansal et al. 2018).

F Fazit

Die sozialen Medien bieten den Raum zu einer kreativen und emanzipatorischen Identitätsarbeit, wie erfolgreiche Influencer und Influencerinnen immer wieder zeigen. Sie entwickeln Selbstbewusstsein, Selbstwirksamkeit und erhalten durch die Abonnenten die Rückmeldung einen wertvollen Beitrag zur Gesellschaft zu leisten.³⁵ Die Masse jedoch nutzt diese Möglichkeiten nicht, sondern geht sogar einen Schritt zurück, sich stärker an vorgegebenen Rollen zu orientieren bzw. diese zu übernehmen: *Disempowerment*.

»Für die Gegenthese des *Disempowerment* spricht, dass sich Jugendliche bei ihren Selbstinszenierungen stark an konventionalisierte Muster anlehnen und Anleihen bei der Werbeästhetik machen [...] – und dass auch Geschlechterbilder in aller Regel hetero-normativ geprägt sind: Während sich Mädchen und junge Frauen auf Selfies häufig als hübsch und sexy in Flirt- und Modelposes inszenieren, findet man bei Jungen und jungen Männern eher Do-it-yourself-Posen oder Körperinszenierungen, die Stärke und Macht demonstrieren.«³⁶

Ob das generell für die Identitätsarbeit im virtuellen Raum gilt oder aber nur für das gewählte Medium Selfie, müssen andere Studien zeigen. Der Autor jedenfalls bleibt ernüchtert und immer noch ausschließlich nur mit einem TikTok-Account versehen in der nicht-virtuellen realen Welt verhaftet.³⁷

Literatur

- Allolio-Näcke, Lars 2007: Ostdeutsche Frauen haben (k)eine Chance. *Doing Identity 15 Jahre nach der deutsch-deutschen Vereinigung*. Hamburg, Dr. Kovač.
- Allolio-Näcke, Lars/Kalscheuer, Britta 2003: *Doing Identity. Von Transdifferenz und dem alltäglichen Skeptizismus*. In: Fitzek, Herbert/Ley, Michael (Hg.): *Alltag im Aufbruch. Ein psychologisches Profil der Gegenwartskultur*. Gießen, psychosozial: 152–162.

35 Vgl. zum Zusammenhang von Identität und Gemeinschaft die Beiträge von Costanza und F. van Oorschot in diesem Band.

36 Gojny/Kürzinger 2020: 7.

37 Zur Differenzierung von virtuellen und nicht-virtuellen Realitäten vgl. die Beiträge von Moxter und Lucci in diesem Band.

- Autenrieth, Ulla P. 2014a: Das Phänomen »Selfie«. Handlungsorientierungen und Herausforderungen der fotografischen Selbstinszenierung von Jugendlichen im Social Web. In: Laufer, Jürgen/Röllecke, Renate (Hg.): Lieben, Liken, Spielen. Digitale Kommunikation und Selbstdarstellung Jugendlicher heute. München, kopaed: 52–59.
- Autenrieth, Ulla P. 2014b: Die Bilderwelten der Social Network Sites. Bildzentrierte Darstellungsstrategien, Freundschaftskommunikation und Handlungsorientierung von Jugendlichen auf Facebook und Co. Baden-Baden, Nomos.
- Autenrieth, Ulla P. 2015: Die Theatralisierung der Freundschaft. Zum Einfluss von Bildern und bildzentrierter Kommunikation auf Social Network Sites auf die Freundschaftsbeziehungen von Adoleszenten. In: Lobinger, Katharin/Geise, Stephanie (Hg.): Visualisierung und Mediatisierung. Köln, Herbert von Halem: 108–124.
- Butler, Judith 2001: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Bansal, Agam/Garg, Chandan/Pakhare, Abhijith/Gupta, Samiksha 2018: Selfies. A boon or bane? In: *J Family Med Prim Care*, 7(4): 828–831. https://doi.org/10.4103/jfmpc.jfmpc_109_18.
- Bundespolizei 2023: BPOLD-H. Selfies im Gleis. Bundespolizei warnt vor lebensgefährlichem Leichtsinn. <https://www.presseportal.de/blaulicht/pm/70246/5428417> (abgerufen am 18. 11. 2024).
- Deleuze, Gilles 1991: Was ist ein Dispositiv? In: Ewald, François/Waldenfels, Bernhard (Hg.): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*. Frankfurt/M., Suhrkamp: 153–163.
- Erikson, Erik H. 1965: *Kindheit und Gesellschaft*. Stuttgart, Klett.
- Erikson, Erik H. 1995: *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Foucault, Michel 1978: *Der Wille zum Wissen*. Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Foucault, Michel 1986: *Die Sorge um sich*. Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Freud, Sigmund 1999: XXXI. Vorlesung. Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit. In: *Gesammelte Werke*, XV. Frankfurt/M., Fischer: 62–86.
- Gergen, Kenneth J. 1996: *Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben*. Heidelberg, Karl-Auer.
- Gojny, Tanja 2017: *Selfies als Zugang zu Fragen von Identität und Sozialität im digitalen Zeitalter. Religionspädagogische Überlegungen*. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Gojny, Tanja/Kürzinger, Kathrin S. 2020: Selfies. In: *WiReLex. Das wissenschaftlich-religionspädagogische Lexikon im Internet*. <https://bibelwissenschaft.de/stichwort/200806/> (abgerufen am 18. 11. 2024).
- Havighurst, Robert J. 1948: *Developmental tasks and education*. Chicago/IL, The University of Chicago Press.

- Keupp, Heiner 1999: Identitätskonstruktionen: das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt.
- Kohler-Spiegel, Helga 2002: »Eine sinnvoll verlorene Zeit«. Jugendliche in ihrer Entwicklung begleiten. Herausforderungen für die Jugendarbeit. In: Zeitschrift für Religionspädagogik 1(2): 42–55.
- Kürzinger, Kathrin S. 2016: »So bin ich – bin ich so?«. Identität und Spiegelungen des Selbst in Selfies und Selbstporträts. In: Gojny, Tanja/Kürzinger, Kathrin S./Schwarz, Susanne (Hg.): Selfie. I like it. Anthropologische und ethische Implikationen digitaler Selbstinszenierung. Stuttgart, Kohlhammer: 103–136
- Lippl, Martina 2015: Das sind die beliebtesten Selfie-Orte der Welt. <https://www.merkur.de/reise/sind-beliebtesten-selfie-plaetze-welt-fotostrecke-zr-4731681.html> (abgerufen am 18. 11. 2024).
- Lobinger, Katharina 2016: Zwischen Selfie-Shaming und Selfie-Celebration. Kontroverse Perspektiven auf vernetzte Körper-(Selbst)bilder. In: Gojny, Tanja/Kürzinger, Kathrin S./Schwarz, Susanne (Hg.): Selfie. I like it. Anthropologische und ethische Implikationen digitaler Selbstinszenierung. Stuttgart, Kohlhammer: 43–56.
- Montag, Christian 2021: Du gehörst uns! Die psychologischen Strategien von Facebook, TikTok, Snapchat & Co – und wie wir uns vor der großen Manipulation schützen. München, Blessing.
- Müller, Birgit 2001: Körper werden. Dekonstruktion, Embodiment und Psychologie. In: Psychologie und Gesellschaftskritik 95, 1: 9–35.
- Rüb, Matthias 1990: Das Subjekt und sein Anderes. Zur Konzeption von Subjektivität beim frühen Foucault. In: Erdmann, Eva/Forst, Rainer/Honneth, Axel (Hg.): Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung. Frankfurt/M., Campus: 187–201.
- Schmidt, Jan-Hinrick/Paus-Hasebrink, Ingrid/Hasebrink, Uwe 2009: Heranwachsen im Social Web. Zur Rolle von Web 2.0-Angeboten im Alltag von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Berlin, Visitas.
- Sennett, Richard 1998: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin, Berlin-Verlag.
- Tißberger, Martina 2001: Über Frauen und andere Ent-fremd-ete. In: Psychologie und Gesellschaftskritik 95, 2: 95–124.
- Zirfas, Jörg 2014: Identität. In: Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (Hg.): Handbuch Pädagogische Anthropologie. Wiesbaden, Springer VS: 567–577.